

Im Zangengriff

PETER SCHOLL-LATOUR: **Russland im Zangengriff.** Propyläen Verlag, Berlin 2006. 425 Seiten, 24,90 EUR.

In seinem Buch »Konflikte im Kreml« zitiert Valentin Falin, ehemaliger Botschafter der UDSSR in der BRD und Berater Gorbatschows, sein eigenes Memorandum vom 18.4.1990, in dem er diesen mit geradezu prophetischem Blick vor einer allzu großen Treuherzigkeit gegenüber der westlichen Politik Russland gegenüber warnte: »Der Westen versucht, uns zu überfahren – er verspricht, die Interessen der UDSSR zu respektieren, aber in der Praxis versucht er, unser Land Schritt für Schritt vom ›traditionellen Europa‹ abzudrängen. Wenn man eine Zwischenbilanz dieses vergangenen halben Jahres ziehen will, dann muss man feststellen, dass das ›gemeinsame Haus Europa‹ ... zu einem Trugbild geworden ist ... «

Falin fährt angesichts westlicher Intentionen, entgegen eigenen Versprechungen das wiedervereinigte Deutschland mitsamt den Staaten östlich davon der NATO einzuverleiben, folgendermaßen fort: »Wir müssen alles in die Waagschale werfen, um den Europäern und insbesondere den Deutschen klar zu machen, dass ihre Hoffnungen wieder verraten werden können. Statt eines stabilen Europa mit Garantien für eine friedliche Zukunft ... versuchen die Apologeten des »Kalten Krieges« eine Umgruppierung der Kräfte durchzusetzen, um ihre Konfrontationspolitik weiterführen zu können.«

Nun sind seit diesen Äußerungen siebzehn Jahre vergangen, die NATO und die EU stehen mit der Integration der baltischen Staaten, Polens, der Tschechei, Bulgariens, Rumäniens, in absehbarer Zukunft vielleicht auch der Ukraine unmittelbar vor den Toren Russlands, das immer lauter Befürchtungen anmeldet, in schlechter Absicht eingekreist zu werden. Wie aktuell Peter Scholl-Latours neuestes Buch »Russland im Zangengriff« ist, bewies die gespielte oder auch ernste Aufregung um Wladimir Putins »poltrige«, »undiplomatische« und anscheinend den Nerv einiger Teilnehmer treffende Rede auf

der Münchner Sicherheitskonferenz am 10.2.2007, in der der Redner insbesondere die USA bezichtigte, der Welt und damit auch Russland ihr kulturelles, politisches und wirtschaftliches System aufzwingen zu wollen.

Um dieses Thema geht es auch Peter Scholl-Latour, dieses Mal aber bezogen auf Russland als Objekt begehrtlicher Wünsche seitens des Westens, aber auch Chinas. Das Buch ist, wie die meisten Veröffentlichungen Scholl-Latours, im Stil einer Reportage vor Ort, gespickt mit Gesprächsaufzeichnungen und Gedächtnisprotokollen, Reflexionen, aber auch Stadt- und Landschaftsschilderungen, gehalten. Der Autor bereiste Weißrussland, weite Teile Russlands selbst, Tatarstan, die Ukraine, die Mandschurei, Ussuri und China. Die Eindrücke, die er im Hinblick auf das im Buchtitel enthaltene Thema aus den verschiedenen Reisezielen wiedergibt, sind von der informativen Seite her unterschiedlich zu gewichten. Nicht selten verliert der Autor das Thema aus dem Blick und ergießt sich in einem plaudernden Erzählstil, der weniger das historische als ein touristisches Interesse zu befriedigen vermag. Zum Thema kommt aber der große »alte« Mann des deutschen Journalismus, wenn er zum Ausgangspunkt der expansiven Erweiterung von NATO und EU in Gorbatschows freiwilligem Rückzug und Verzicht auf die DDR und die anderen Staaten des Warschauer Pakts zu sprechen kommt, dabei feststellend, dass Gorbatschow darauf vertraute, »dass die Wiedervereinigung Deutschlands nicht zum Auftakt einer zielstrebigten Ausdehnung der Atlantischen Allianz in Richtung Osten würde.«

Inzwischen, so Scholl-Latour, kreisen AWACS-Flugzeuge der NATO über dem Baltikum, bilden US-Militärs die Truppen der Ukraine und Georgiens aus, stehen Radarschirme und Raketenabschussrampen in Polen und Tschechien. Aus all dem sei zu folgern, dass »die neokonservativen Hardliner am Potomac ihre ideologischen Bekehrungsversuche auch auf das Russland Putins ausgedehnt« hätten, eine Feststellung, die, was Scholl-Latour bei der Abfassung seines Buches noch nicht wissen konnte, inzwischen auch von höchster Stelle amtlich und mit mehr als deut-

lichen Worten verifiziert wurde: So äußerte der neue US-Verteidigungsminister Gates während der Debatte über den US-Verteidigungshaushalt wörtlich: »Die USA müssen nicht nur den globalen Kampf gegen den Terrorismus führen können, sondern auch bereit sein, militärisch den Bedrohungen durch Länder mit unklaren Positionen wie China und Russland zu begegnen.« (aus: »Russland aktuell«, 12.2.2007)

An den Grenzen Russlands sind in naher Zukunft im Kampf um die weltweit schrumpfenden Rohstoffe Öl und Gas Konflikte zwischen den USA, Europa und China absehbar, zu deren Spielball Russland werden könnte, um dessen innere Stabilität es schon schlecht bestellt sei. Peter Scholl-Latour sieht in diesem Kontext die Rolle der sogenannten Nichtregierungsorganisationen (NGO) in Russland kritisch, da sie als verlängerter Arm politischer Interessen des Westens fungierten, ob bewusst oder ohne Wissen, sei dahingestellt. Diese dienen indirekt westlichen Absichten, den »präferentiellen Zugriff auf die unermesslichen Erdöl- und Gasreviere des Kaukasus, Zentralasiens und Sibiriens zu sichern, die der Kreml bislang als seine Domäne betrachtete.« Die »unersättliche Gier der Mega-Konzerne ... jenseits des Atlantik« ist nach Auffassung des Autors der treibende Motor einer Russland in die Knie zwingen wollenden Politik, die von den undurchsichtigen Ambitionen Chinas und dessen rapide steigender Nachfrage nach besagten Rohstoffen komplettiert wird.

So gesehen stellt die Ausweitung der NATO nach Osteuropa für Russland eine Provokation dar, ebenso wie die erklärte Absicht der USA, Weißrussland und die Ukraine in naher Zukunft in die NATO einbinden zu wollen. Der Autor wirbt in seinem Buch für ein Verständnis wachsender russischer Ängste. Deren Berechtigung ist angesichts einer Fülle von Fakten nicht von der Hand zu weisen. Umso bedeutsamer wäre da eine vermittelnde und ausgleichende Rolle Europas zwischen den USA und Russland, die aber bisher kaum auszumachen ist. Vielleicht droht wirklich eine Neuaufgabe des »Kalten Krieges«, wenn Russland nicht ins »europäische Haus« aufgenommen wird?

Gerd Weidenhausen

Idealisierte Wahrnehmung

PETER HANDKE: **Die Tablas von Daimiel**. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2006. 64 Seiten, 6 EUR.

In dieser kleinen Erklärungsschrift listet Peter Handke die Argumente auf, die ihn als »Umweg-Zeugen« dazu bewegen, im Kriegsverbrechertribunal in Den Haag nicht direkt als Zeuge Milosevics auszusagen, sondern ihn lediglich zu besuchen. Dieser Besuch macht nur einen geringen, den letzten Teil des Buches aus, geschildert in knappen Worten. Handke beschreibt den schon kranken Milosevic als endlos monologisierend, dabei bemüht, sich der gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu erwehren.

Kern des Buches ist aber der Versuch, die Anklage Milosevics durch das Den Haager Tribunal als Vorverurteilung und Vorentscheidung auszuweisen, sozusagen als unfairen Prozess der Richter im Auftrag und Geiste derjenigen, die den NATO-Krieg gegen Rest-Jugoslawien führten und das Kriegsverbrechertribunal einrichteten. Handke verwirft dabei die juristische Konstruktion »einer ›joint criminal enterprise«, eines die Grenzen der einzelnen Republiken überschreitenden verbrecherischen Unternehmens, dessen Chef S. Milosevic gewesen sei.« Auf dieser Konstruktion, so Handke, basiere die Gesamtanklage, die dabei verkenne, dass die Dinge nicht zentral gelenkt wurden. Damit lenkt der Autor den Blick auf die verworrenen balkanischen Machtverhältnisse, deren gegenseitige Verstrickung eindeutige Schuldige und Opfer als nachträgliche Fiktion erscheinen lasse. Da Handke beim Gericht Kenntnis, Augenmaß und Objektivität vermisst, ist er »zuinnerst überzeugt, dass das Welt-Tribunal, wie es da tagt ... nichts taugt.« Dabei stellt er die Notwendigkeit, dass im Falle Milosevics, Mladics und Karadzics eine Strafverfolgung stattfinden müsse, nicht in Abrede. Nur hält er das Den Haager Tribunal für befangen, auch vermisst er, dass die andere Seite, »etwa der muslimischen Mudschaheddin«, einer Anklage wegen Kriegsverbrechen unterzogen wird. Im Grunde wiederholt Handke in seiner kleinen Schrift Positi-

onen, wie er sie stets vertrat. Oft gewinnt man beim Lesen den Eindruck, Handke habe die Schrift weniger aus dem Grunde verfasst, um seine Leser von seinen Argumenten zu überzeugen als vielmehr deshalb, sich seiner Position noch selbst zu vergewissern. Handke wird wissen, dass mit Argumenten bei denjenigen, die ihre Urteile längst gefällt haben, kaum ein Überdenken bewirkt werden kann. Dazu taugt auch eine Schrift nicht, die jenseits akribischer historischer Recherche lediglich eigene Bewertungen bekräftigt. Wie »der« Westen die Serben einseitig dämonisierte, so neigt Handke zu deren Idealisierung, wenn er in einem Interview mit der »Neuen Züricher Zeitung« vom 17./18. Juni 2006 feststellt: »Die Serben sind ein großzügiges Volk, ich bitte, das zu glauben. Nirgendwo in Europa haben so viele Minderheiten so freizügig leben können wie in Serbien.« Das stimmt genauso wenig wie die umgekehrte Behauptung, der serbische Nationalismus habe in den Balkan-Kriegen alles zu verantworten gehabt.

Gerd Weidenhausen

Ästhetischer Genuss

ANNETTE U. FRITZ HELMUT HEMMERICH: **Anafonesis. Geführtes Tönen.** Band 1: Basislektionen. Libri Books on Demand. 2006. 78 Seiten, 28 EUR.

» ... die Voraussetzung schaffen dafür, dass er eingeladen wird zu erklingen.«

Als ich im Programm des Centro de Terapia Antroposófica auf Lanzarote »Geführtes Tönen« las, dachte ich an Tönen mit Klangschaalen oder an das Suchen des eigenen Tones. Es interessierte mich unmittelbar und ich wollte es in den drei Wochen meines Erfahrungsaufenthaltes dort kennen lernen. Mit interessierter Offenheit ging ich an drei Morgenden jede Woche zu dieser Therapie, die mir völlig neue Erfahrungsräume öffnete. Nach gründlicher Vorbereitung von Körperhaltung und Atemführung beginnen wir mit dem Tönen. Ist es eine Art Sprachgestaltung der Singstimme? Ist es eine Wahrnehmungsschulung der Leibbewegungen

der Laute, bevor sie als Klang oder Eurythmie in Erscheinung treten?

Am Anfang tönen wir den Laut M. Ich habe den Eindruck, dass sich die gesamte Mundhöhle erweitert und ich das M mit seiner Helligkeit, Dunkelheit, Gepresstheit und Weichheit um den Kopf herum erlauschen, ja es auch modifizieren kann. Das F blasen wir im Sitzen und im Stehen auf einen langen Aus-Atem-Strom mit der Empfindung einer entspannenden Vertiefung des Bauchraumes. Wir wechseln zum Tönen des S. Welch ein Kontrast! Nacken-, Rücken- und Gesäßmuskulatur straffen sich. Ich erlebe mich wie von hinten gerafft. Nach dem Loslassen dieser Straffung entsteht Wohlgefühl im Leib. Dann mache ich Erfahrungen mit dem Laut H. Wir prüfen beim Blasen des F und beim Hauchen des H deren unterschiedliche Wärmeverhältnisse und ertasten die unterschiedlichen Luftgebärden der beiden Laute: die ausströmende Flächigkeit des F und den umhüllenden Wärmemantel des H. Dann werden die ertasteten Konsonanten mit den Vokalen A und O in Verbindung gebracht, und plötzlich erlebe ich eine Öffnung zwischen den Schulterblättern und das erste Mal den Impuls zum erneuten Einatmen wie von hinten durch diese selbst geschaffene Öffnung hindurch pulsierend.

Belebt und leicht gehe ich in meinen Tag. In den folgenden Therapiestunden werden die Übungen wiederholt, weitergeführt und subtil differenziert. Weitere Laute treten hinzu und werden ebenso behutsam und sorgfältig im eigenen Experiment erarbeitet, in dem sich meine festen Körpergrenzen zu lösen und zu erweitern scheinen. Ich empfinde den Atem beim Tönen des H als von vorne in diese erweiterte sanfte Grenze eintreten und durch meine Brustmitte hindurch strömend. In diesen Augenblick hinein schiebt sich das Wort »ich bin die Tür« und im nächsten Augenblick verlässt der Atemstrom durch die nach hinten erweiterte sanfte Grenze den Tonraum. – Für mich war dies der unerwartetste und erstaunlichste Augenblick beim Geführten Tönen, an den ich mit Wärme zurückdenke. Hatten sich diese architektonisch fassbaren, unsichtbaren, aber erlebbaren Tonräume gebildet durch das Dehnen des Leibes

bei der Körperhaltung, die Belüftung beim Tönen, das Bewusstmachen beim Wahrnehmen? Wurden sie erst durch das Tönen aufgeschlossen für die Laute, für mich?

Durch die Übungen beim Geführten Tönen hatten sich nicht nur Tonräume gebildet, sondern auch Fragen zu dieser neuen Therapieform. Zum rechten Zeitpunkt bekam ich Band 1 von »Anafonesis – Geführtes Tönen« von Annette und Fritz Helmut Hemmerich in die Hand. Die klaren und bildhaften Vorbereitungs- und Übungsanleitungen dieses Einführungsbandes sind auch ohne Vorerfahrung nachzuvollziehen. Wertvoll für die Eigenversuche sind die Einschreibungen im Text, die den Leser aufmerksam machen auf verschiedene Phänomene und Wirkungen. Die Zeichnungen zur menschlichen Gestalt sind eine Anleitungshilfe und Orientierung für die Körperhaltung beim Üben. Eine Bestätigung meiner Raumerlebnisse beim Geführten Tönen stellen für mich die architektonischen Zeichnungen zu den Vokalen dar. Außerdem sind sie ein ästhetischer Genuss. Die Grafiken der Audiospektrogramme visualisieren die für die einzelnen Laute typischen Muster der Frequenzverteilung beim Tönen. Das Buch ist nicht spektakulär und bis zum Ausblick das, als was es dargestellt wird: Basislektionen. Dem mitvollziehenden Leser sind bis zum letzten Kapitel eine Menge Fragen gewachsen, die dann im Kapitel Ausblick und im großen Anhang eine Fülle von Erklärungen, Hinweisen, Querverbindungen, Antworten bekommen. Diejenigen, die das Geführte Tönen interessiert und die mit Forschergeist und Künstlerhaltung mit Selbstversuchen beginnen möchten, ist dieses Buch zu empfehlen. Im Hervorbringungsprozess des Geführten Tönens kann man sich als gestaltender Baumeister der eigenen Tonräume – und darüber hinaus auch in weiteren seelischen Bereichen – erfahren, denn »die Verwirklichung einer gestaltbildenden Kraft schafft eine größere Wahrscheinlichkeit, dass sie in einem anderen Zusammenhang ebenfalls wirksam wird.«

Marianne Altmaier

Bitteres Lebensbild

CHRISTOPH KÖNIG (Hg.): **Paul Celan – Peter Szondi**. Briefwechsel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2005. 263 Seiten, 19,80 EUR.

Die Sorgfalt, mit welcher das Werk von Paul Celan erforscht, betreut und in außergewöhnlich engagierten Einzelausgaben dem Leser zugänglich gemacht wird, sucht ihresgleichen. Neben den von Celan zu Lebzeiten autorisierten Gedichten sind auch die nachgelassenen Gedichte seit einigen Jahren in Buchform zugänglich. Zuletzt erschienen die von Celan erhaltenen Prosatexte in einer umfassend kommentierten Ausgabe. (Eine Besprechung folgt demnächst.) Ergänzend zum literarischem Werk erscheinen seit 1993 immer wieder Briefwechsel Celans mit ihm nahestehenden Menschen. Dadurch erschließt sich das Lebensbild dieses außergewöhnlichen Dichters auf neue, oft bestürzende Weise. Hat man von der Dichtung Celans einmal einen Eindruck empfangen, so bleiben wenig Zweifel, dass mit diesem Werk etwas Großes, Übermächtiges aufgetreten ist, dessen künstlerische Kraft, Eigenständigkeit und existentielle Wucht zu Vergleichen mit Künstlern des kulturellen Lebens der Menschheit herausfordert. Celan steht nicht nur neben den herausragenden Dichtern seiner Epoche – Beckett und Kafka – er hat die Sprache und das Sprechen in einer Weise neu gebildet, die ihn über den Geist seiner Epoche hinaus mit so bedeutenden Schöpfern wie Shakespeare und Vergil verbindet.

Dass der menschliche Hintergrund eines so einzigartigen Werkes gleichwohl nicht nur von Spuren des Leidens, sondern auch von scharfer, ja maßloser Ungerechtigkeit gekennzeichnet ist, wird insbesondere in Celans Briefen deutlich. Sie führen den Leser in die Innenwelt einer Individualität, welche immer mehr durch ausweglose Widersprüche gelähmt wurde. Diese Einsicht hat etwas Bitteres.

Der Autor dieser Besprechung muss an dieser Stelle bekennen, dass er vom ersten Moment der Begegnung mit Celans Gedichten Anfang der neunziger Jahre an das Werk dieses Dichters zutiefst bewundert hat. In jahrelangem künstle-

rischem Umgang mit der Sprache der Gedichte hat er diese nicht allein nur erforscht, sondern ist den Texten als Orten innerer Erfahrung auf die Spur gekommen. Das hat seine Bewunderung für das Werk Paul Celans nur vertiefen können. Der Mensch, den er dann durch die nach und nach erscheinenden Briefwechsel kennen lernte, erschloss ihm ein Bild von erschütternder Komplexität und Zerrissenheit. Keine der scheinbar naheliegenden Reaktionen auf diese Widersprüchlichkeit war befriedigend. Keine stiftete Ruhe. Einführendes Verständnis stieß auf Grenzen des Unerforschlichen. Zweifel an persönlicher Integrität des Menschen Celan erschienen leichtfertig. Schroffe Einteilungen in ein großes Werk und eine pathologische Persönlichkeitsstruktur hätten sich blind gemacht gegen die immer engere Beziehung zwischen Leben und Werk. Bis heute bleibt ein rätselhaftes, schweres und unerlöstes Gefühl, das vielleicht jene verstehen und teilen können, die in ähnlicher Weise wie der Autor dieser Besprechung als hungerissene Leser an Werk und Leben von Paul Celan Anteil nehmen.

Der Briefwechsel mit dem ungarischen Literaturwissenschaftler Peter Szondi erstreckt sich über den Zeitraum April 1959 bis März 1970. Am 20. April beging Celan Suizid. Szondi, selbst Jude und einer der wichtigsten Interpreten von Celans Werk zu dessen Lebzeiten, war mit Celan vor allem durch die von Claire Goll gegen Celan geführte Plagiats-Kampagne verbunden. Die Witwe des Dichters Yvan Goll hatte Celan kurz nach dem Tod ihres Mannes bezichtigt, Dichtungen Yvan Golls plagiiert zu haben. Die Affäre erreichte absurde Ausmaße. Den infamen Angriffen der Witwe Goll standen verschiedene Formen öffentlicher Richtigstellungen und Solidaritätsbekundungen mit Celan von Seiten befreundeter Kollegen, Dichter, Literaten und Verleger gegenüber. Für Celan erlangte die Plagiats-Affäre eine Dimension, die ihrem kleintlichen, gehässigen und eitlen Charakter keineswegs mehr angemessen war. Die Goll-Affäre wurde für ihn zur Metapher einer unmenschlichen Gegenwelt, deren lähmendes Gift in alles eindrang, was den Verdacht seiner überwachten Wahrnehmung erreichte. Immer mehr ließ er sich

in die Rolle des Opfers manövrieren, das aus den unablässigen Gemeinheiten seiner Peiniger jede Rechtfertigung zu messerscharfen Urteilen noch über die nächsten Freunde zog, wenn diese auch nur den leisesten Anlass zu der Vermutung gaben, sie dächten und urteilten anders, weniger scharf, weniger unnachgiebig. Jeder, der mit Celan zu tun hatte, wurde durch dessen manifeste Erwartungen von einer wirklichen, lebendigen und auf das individuelle Erleben gründenden Gemeinschaft mit dem Dichter ausgeschlossen. Die unstillbare Sehnsucht Celans nach Verständnis wurde durch ein Verstehen blockiert, mit dem der Dichter sein Gegenüber in eine Gestalt sublimen Feindseligkeit bannte. Die Alltagserfahrung eines Juden unmittelbar nach dem Ende des durch den nationalsozialistischen Totalitarismus heraufbeschworenen Weltkrieges raubte ihm jene innere Freiheit, welche der Begegnung mit einem anderen Menschen Würde verleiht. Immer wieder nahmen ihn die Erfahrungen eines auch nach dem Krieg fortwirkenden Antisemitismus in Haft und hielten ihn davon ab, aus dem Selbstbezug des eigenen Erlebens herauszutreten und sich seinem Gegenüber in dessen ebenso verletzlicher und offener Gegenwart zuzuwenden.

An die Stelle dieser Gegenwart traten mehr und mehr zwanghafte Klischees. Was Celan sich vom Andern erhoffte, war nicht so beschaffen, dass es in einem seiner Mitmenschen wirklich hätte werden können. Jeder neue Versuch Celans, sich dieser ihn beherrschenden Forderungen zu entziehen wurde erdrückt von einer neuen Welle schwärzester Visionen. Und für jede dieser Visionen hielt die Erfahrung leider ein Stück zerbrochener Wirklichkeit bereit.

Auch Szondi kommt trotz vollkommener Unterordnung seiner Lebenswirklichkeit unter die des Dichters nicht gegen Celans Hellsichtigkeit für Unvollkommenheiten auf. Und so ist auch dieser Briefwechsel, der bald freundschaftliche Züge annimmt, die Geschichte einer allmählichen Entfremdung. Celans respektvoll interessierte Gesten gegenüber der einen oder anderen Veröffentlichungen Szondis sind floskelhaft. Wichtig sind ihm die eigenen Arbeiten. Bei allen Freundlichkeiten, die Celan in seinen typischen

Formulierungen immer wieder einflicht, ist er von vornherein sorgsam bedacht auf eine klare Hierarchie der Briefpartner. Diese betrifft nicht nur die künstlerische Qualität, sie ist, und darin zeigt sich Celans Maßlosigkeit, auch moralisch gemeint. Erhellend in dieser Beziehung sind einige im Anhang abgedruckte Briefe von Jean Bollack, ein mit Szondi befreundeter Alphilologe und Gräzist. Bei aller Anteilnahme am Schicksal Celans übersieht er nicht dessen selbstbezogene Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die ihm in Wahrheit die Nächsten sind.

Es ist bitter, das Bild dieses großen Dichters durch solche Eingeständnisse ergänzen zu müssen. Davor schützt auch nicht die inzwischen ebenso bekannte psychiatrische Behandlungsbedürftigkeit Celans. Wiederholt war er, zum Teil in Form von Zwangseinweisungen, in stationärer psychiatrischer Behandlung gewesen. Doch wird man den pathologischen Hintergrund nicht zugunsten einer verminderten Verantwortlichkeit für Wort und Tat heranziehen können. Bis in den affektiven und zwanghaften Wahn hinein behielt Celan das luzide Bewusstsein des Dichters, der auch und gerade aus solchen Erfahrungen seine Sprache sog.

Celan lebte von den Erfahrungen, die ihn zugrunde richteten. Unter dem Zeichen dieser paradoxen Figur hat sein Werk Gestalt angenommen. Er verstand es als Wirklichkeit. Er wollte es der Wahrheit unterstellt wissen, mehr als der Schönheit. In einem Brief an Szondi schreibt er:

»... auch dieser ganze Metaphern-Trend kommt aus dieser Richtung; man überträgt, um ... fort- und abzutragen, man verbildlicht, was man nicht wahrnehmen, nicht wahrhaben will; Datum und Ort werden zum ›topos‹ zerschwätzt. Nun, Auschwitz war ja auch tatsächlich ein Gemein- und Tausendplatz ...«

Das Missverstehen, das zu Lebzeiten des Dichters seinen Gedichten entgegengebracht wurde setzte Celan gleich mit einer Relativierung der mit dem Gedicht ausgesagten Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit besteht, formelhaft zusammengefasst, darin, den Holocaust in der Perspektive eines sprechenden Ich zum Gedicht werden zu lassen. Die daraus hervorgehende

Poetik ist nicht eine der neuen und ungewöhnlichen Sprachbilder. Sie führt in eine Absurdität alles Bildlichen angesichts der ausgesagten Wirklichkeit. Die Gedichte Celans schaffen kein bildliches Gegenüber. Sie sind als Texte im Leser das Erlebnis einer unumkehrbaren Krise. Nur durch das Leben selbst kann der Leser von Celans Gedichten die Wende aus der Krise vollziehen, in die er durch die Gedichte gerät.

Wiederum ein Paradox ist es, dass diese Poetik eine Perspektive hat, die noch vollkommen unerlöst auf stille Entwicklung wartet. Celan hat die Dichtung, und mit ihr die Kunst, über jenen willkürlichen Irr- und Unsinn hinaus gehoben, in den sie, heute mehr als je, als unverbindliches Spiel eitler Formen geraten ist. Kunst muss wahr sein. Nicht im mitteilenden Sinne. Eine Wahrheit, die sich aus der Kunst herauslösen ließe, könnte nur eine leere Form zurücklassen. Wahrheit und Form können sich im Erleben der gestaltenden Seele verbinden. In diesem Sinne führt Celans Poetik noch in eine weite Zukunft.

Auch dieser Briefband ist hervorragend ediert. Auch wenn der Kommentar-, Anmerkungs- und Materialenteil umfangreicher ist, als der Briefwechsel, so ist dies der Lektüre keineswegs abträglich. Der Herausgeber Christoph König hat mit seinem sorgfältigen und einfühlsamen Kommentar wichtige Bezüge und Hintergründe dargestellt. Briefe von Celans Frau an Szondi und Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Szondi und dem Ehepaar Bollack ergänzen das, was zwischen Szondi und Celan besprochen und verschwiegen wird.

Stefan Weishaupt

Zeiten ändern sich

projekt.zeitung, 1/2007. Erstausgabe. 3 EUR. Zu beziehen über: projekt.zeitung, Wichertstr. 44, 10439 Berlin, info@projektzeitung.org, www.projektzeitung.org

Sie ist schön. Aber nicht nur das. Sie liegt gut in der Hand und man traut sich auch, sie ohne Außenseiterscham in der Bahn oder einem Café vor sich auf den Tisch zu legen. Blättert man sie durch, fällt eine großzügige Gestaltung ins Auge mit vielen weißen Flächen, gut positionierten schwarz-weiß Fotos, schlicht und stylish. Geschmackvoll auch die Auswahl der Schrifttypen: minimalistisch mit viel Kleinschreibung in linksbündigen Spalten. Das soll eine Zeitschrift von jungen Anthroposophen sein? Die Zeiten ändern sich.

Hat man die haptische Phase hinter sich, beginnt man zu lesen. 47 nicht besonders dicht beschriebene Seiten sind in drei große Bereiche aufgeteilt: Das Thema dieses Heftes »Identität«, ein Berichtsteil über die »Connectivity-Tagung« in Brasilien und zuletzt ein Kalender, Ankündigungen, Initiativen, Austauschmöglichkeiten. Alles ist anders in dieser Zeitung, als es der (zumindest anthroposophisch oder bürgerlich vorgeprägte) Zeitschriftenleser erwartet. Die Zielsetzung sieht aber genau dies vor: »es geht um Initiativen, denen wir begegnen, Gedanken, die entstehen und Fragen, die wir haben.« Somit ist der größte Beitrag zum Thema Identität die Aufzeichnung einer Gesprächsrunde, der Hauptbeitrag über die Tagung der ausführliche Tagebuchauszug einer jungen Teilnehmerin. Wenn ich versuche, einen Gesamteindruck zu beschreiben, ohne Einzelnes zu referieren, dann fällt mir auf: immer wieder Begegnung, Netzwerk, gemeinsames Tun, Zukunft gestalten, und zwar nicht theoretisch, sondern praktisch, individuell. Das gilt auch für die menschlichen Beziehungen, die zu knüpfen den Mittelpunkt aller Anstrengungen bilden: Man lernt sie kennen, die Autorinnen und Autoren, das Redaktionsteam. Portraitfotos neben den Beiträgen sind selbstverständlich, man versteckt seine Persönlichkeit nicht hinter einer objek-

tiven Berichterstattung – und doch hat man nirgendwo das Gefühl, hier wird Nabelschau betrieben. Sie sind Teil der Welt, das Leben dieser Jugendlichen spielt sich überall auf dem Globus ab, die Phrase der »fremden Kulturen« scheint einem anderen Zeitalter anzugehören. Es gibt keine Polemik, keine Argumentation, sondern Toleranz, Akzeptanz, Interesse. Das Gespräch und der Beitrag von Kai Löser dringen durchaus in Tiefen des Themas Identität ein – und doch – irgend etwas fehlt mir, bei allem Staunen und Respekt vor den Idealen, die hier wahrhaft gelebt zum Ausdruck kommen. Vorbei die Zeiten der Standpunktdebatten, die Gruppenbildung um Verkünder ewiger abstrakter Wahrheiten. Endlich tritt das Gespräch an die Stelle des Vortrages, der Prozess an die Stelle des Ergebnisses, der Mitmensch an die Stelle der Selbstergründung.

Aber haben wir keine Geschichte? Können wir uns und die Kulturen um uns herum wirklich verstehen, wenn wir nicht auch in Traditionen eindringen, studieren und Standpunkte durchleben und – ja auch das: durchdenken wollen? Und das nicht als Dilettanten, sondern als »Kenner«. Gerade weil doch das Ich ein Weltwesen ist, kann die Begegnung das Denken und das Wissen nicht vollkommen ablösen, denn der Weltzusammenhang erschließt sich nun mal dem Denken, ob man es bemerkt oder nicht. Es ist schwer, hier die Waage zu halten. Offenheit bedingt auch immer ein Zurücklassen vorgefertigter Vorstellungen. Ich meine aber, auch einige kenntnisreiche Beiträge aus Studium und Forschung könnten dem Ganzen das richtige Gleichgewicht geben. Die weißen Flächen auf den Seiten dieser ersten Ausgabe sind für mich nicht nur ein Ausdruck designfreudiger Ausparungen; eine Dosis mehr geistige Schärfe, Kraft und Arbeit würde zu einer Verdichtung des Inhaltes beitragen. Wie gelesen: Ursache Zukunft.¹

Lydia Fechner

1 Ursache Zukunft – Initiative zur Menschenwürde. Ausstellungen und Aktionen zur Sozialen Skulptur (3. Mai - 3. August 2007) sowie ein Kongress (18.-21. Juli 2007) am Goethenäum in Dornach. Siehe DIE DREI 12/06, S. 71 bzw. www.ursache-zukunft.net.

Galerien der Wissenschaft

AMAND FÄSSLER/ CLAUD JÖNSSON (HG.): **Die Top Ten der schönsten physikalischen Experimente**. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 2005. 188 Seiten, 8,90 EUR.

SANDER BAIS: **Die Gleichungen der Physik**. Meilensteine des Wissens. Birkhäuser-Verlag, Basel, Berlin 2005. 94 Seiten, 24,95 EUR.

Innerhalb weniger Monate sind zwei Bücher erschienen, die in besonderer Weise die großen Entdeckungen und Errungenschaften der Physik auch für Laien begreiflich machen. In der Lektüre beider Bücher gehen wir durch eine Galerie der Wissenschaft, betrachten erst eine Reihe von zehn anschaulichen, danach eine Reihe von mehr als einem Dutzend abstrakten Werken. Diese beiden unabhängig voneinander erschienenen Werke nebeneinander zu stellen ist sinnvoll, weil beiden dasselbe Anliegen zugrunde liegt: die klare *Schönheit* der Physik, die Ästhetik der Wissenschaft zu vermitteln.

Im September 2002 hat eine englische Physik-Zeitschrift das Ergebnis einer Umfrage veröffentlicht, in der nach den *schönsten* physikalischen Experimenten gefragt worden war. Davon hat sich der Tübinger Physiker Amand Fäßler anregen lassen, die so ermittelten »Top Ten« in einem Buch zusammenzufassen. Diese zehn Experimente (darunter das Foucaultsche Pendel, Cavendishs Gravitationswaage und Galileis berühmte schiefe Ebene) erstrecken sich über einen Zeitraum vom 3. vorchristlichen Jahrhundert bis hin zum Jahr 1959.

Fäßler beschreibt dabei lediglich eines der Experimente selber, hat für die Beschreibung der anderen qualifizierte Autoren aus den entsprechenden Fachbereichen gewonnen. Der Weg von der Ausgangsfrage, der ersten Ahnung oder Idee, der zufälligen Entdeckung über den letztendlichen Aufbau des Experimentes bis hin zum Erscheinen der Gesetzmäßigkeit ist jeweils eindrucksvoll beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen verdeutlicht. Die Rangliste soll an dieser Stelle gleichwohl nicht verraten werden!

Komplementär dazu ist das Buch »Die Gleichungen der Physik« von Sander Bais. Bais verfolgt das anspruchsvolle Ziel, die wichtigsten Gleichungen der Physik allgemeinverständlich zu erklären. Die Sprache der Mathematik ist ja mitunter per se bildhaft (es gibt *Brüche*, *Vektorfelder*, *Kreuzprodukte*), dennoch wissen gerade die, die gewohnt sind mit Gleichungen zu hantieren, dass sich mit einer abstrakten Formel umgehen lässt, ohne wirklich verstanden zu haben, was sie aussagt! Schon in seiner ganz knappen Einführung in diese so eigene Sprache gelingt es Bais durch Verwendung überraschender Vergleiche und Analogien den vielen Zeichen den Schrecken zu nehmen. Dann folgt die Beschreibung der wichtigsten physikalischen Gleichungen aus ca. 400 Jahren, seit die Physik sich mehr und mehr dieser formalen Sprache bedient. Im Gegensatz zu den Experimenten zeigen die Gleichungen ja eine Geschichte der physikalischen Gedankenwelt. Der Blick auf Naturphänomene (Nordlicht, Tsunami) wird dadurch geschärft, komplexe Zusammenhänge werden zumindest ihrer Grundstruktur nach begreiflich. Selbst die Heisenbergsche Unschärferelation ist veranschaulicht – und natürlich darf auch die vielzitierte Gleichung $E = mc^2$ nicht fehlen ... Sander Bais ist damit eine überraschend originelle Beschreibung komplizierter Größen und Begriffe der quantitativen Sprache geglückt, die noch dadurch bereichert wird, dass die jeweils erwähnten Wissenschaftler in ganz wenigen Sätzen vorgestellt werden.

Zwei Bücher, die sich vortrefflich ergänzen als zwei Räume der genannten Galerie, die entschieden zusammengehören. Hier müssen wir endlich einmal nicht in kurzer Zeit alle Bilder gesehen haben, da das Billet für das Museum am nächsten Tag verfallen ist, sondern können uns nach unserer Aufnahmefähigkeit und unserem Verständnis richten! Und jedes Bild für sich allein ist anregend, denn die Geistesgeschichte ist auch in dieser Ausdrucksform Künstlerin!

Johannes Roth

Die Veränderungspotenz des Typus

VOLKER HARLAN (Hg.): **Wert und Grenzen des Typus in der botanischen Morphologie.** Martina Galunder Verlag, Nümbrecht 2005. 265 Seiten, 20 EUR.

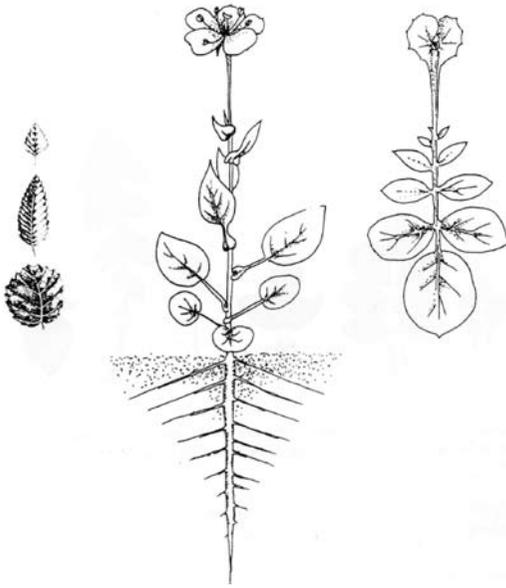
Der schon 2005 erschienene Band vereinigt die Beiträge von zwei wissenschaftlichen Kolloquien im Institut für Evolutionsbiologie und Morphologie an der Universität Witten/Herdecke. Im Rahmen dieser Veranstaltungen wurde intensiv das Gespräch gepflegt, was in die schriftliche Fassung der Beiträge auch eingeflossen ist. Auch wenn es sich um eine Fachveröffentlichung handelt, die botanische Kenntnisse voraussetzt, geht es doch um etwas von allgemeiner Bedeutung: Was Goethe mit seiner Morphologie und Metamorphosenlehre angeregt hat, wirkt bis heute im wissenschaftlichen Diskurs fort. Zeitweise als »idealistische Morphologie« verschrien – auch deshalb, weil es einem erstarrenden Bauplandenken nicht immer gelang, den phylogenetischen Entwicklungsgedanken einzubeziehen –, so zeigt dieser Band, dass mit dem Typusgedanken die Evolutionsschritte jenseits der Variation erst wirklich verstehbar werden, und zwar aus dem Organismus heraus. Dieser wird in den dreizehn Beiträgen durchweg als etwas Eigenständiges begriffen, wenn auch die Dimensionen, die ihm verliehen werden, unterschiedlich bleiben. Mal erscheint er mehr als sich an die Umwelt anpassender Konstruktionstypus, mal öffnet sich die Perspektive auf eine geistige Entität.

Es ist nicht zuletzt das Verdienst des Gründers des gastgebenden Institutes, Wolfgang Schad, dem der Band zum 70. Geburtstag gewidmet ist, die »Verzeitlichung der Natur« herauszuarbeiten und dadurch den Determinismus, sei er physikalischer oder geistiger Natur, zu überwinden. Er zeigt in seinem Beitrag »Die Evolution von Makrotypen in der Paläobotanik« an eigenen Funden mitteldevonischer Pflanzen bei Wuppertal das Prinzip der Heterochronie: wie Merkmale von Pflanzentypen auf verschie-

denen Evolutionsstufen sich in einem Organismus verbunden haben. Sein Fazit: »Evolution besteht im Durchbrechen der Taxone [systematischen Einheiten] und somit auch der Typen« (S. 213).

Wolfgang Hagemann, emeritierter Pflanzenmorphologe aus Heidelberg und Schüler von Wilhelm Troll, stellt in seinem sehr grundsätzlichen und detaillierten Beitrag über »Die typologische Methode: ein Schlüssel zu einer organismischen Botanik« die »Typogenese« sowohl von Organisationstypen als auch Typen von Lebenszyklen einzelner Organismen dar. Sein Augenmerk richtet sich besonders auf die »Veränderungspotenz« des Pflanzentypus: »Wenn man über Evolution nachdenkt, kommt es also darauf an, den Organismus und die funktionalen Beziehungen zwischen seinen Organen zu kennen. Genau das hat die Zellenlehre vernachlässigt, was gegenüber der vergleichenden Morphologie zu gravierenden Missverständnissen geführt hat. Aber auch die vergleichende Morphologie und der Typus-Begriff sind ihrerseits in der Vergangenheit zu wenig auf die Ontogenese eingegangen, weil man die Umwandlungsfähigkeit des Typus überhaupt in Frage gestellt hatte. Die Kenntnis der bestehenden Veränderungspotenzen zur Umwandlung des Typus in der Pflanzenrevolution aber erfordert neben der reinen Typologie auch die Kenntnis der pflanzlichen Entwicklungsvorgänge samt ihrer Abwandlungsmöglichkeiten. ... Typologischer Vergleich zusammen mit ontogenetischen Untersuchungen ermöglicht die Einsicht in die im jeweiligen Typus bestehenden Veränderungspotenzen und lässt die Evolution dadurch prognostizierbar werden. Dieses hat im Grunde Goethe im Zusammenhang mit der Idee der Urpflanze in seinem Brief am 17. Mai 1787 an Herder zum Ausdruck gebracht: »Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen erfinden, die konsequent sein müssen ...« (S. 121).

Regine Claßen-Brockhoff, Professorin für spezielle Botanik in Mainz, gibt eine grundlegende Begriffsklärung der verschiedenen, der jeweiligen Fragestellung angemessenen typifikatorischen Aspekte, die erst in ihrer Zusammen-



Homoikonik: Derselbe Gestaltungstypus in der ganzen Pflanze, im einzelnen Blatt und in einer Familie (links: arttypische Blätter von Haselnuss, Weißbuche und Sandbirke). – Aus dem Beitrag von Volker Harlan.

schau dem Erfassen von Phylogenese, Ontogenese, Konstruktion und Gestalt der Pflanze gerecht werden. Für sie gibt es nicht »den Typus, den wir suchen und finden müssen, sondern so viele Bezugssysteme wie wir zur Beantwortung von wissenschaftlichen Fragen an den pflanzlichen Organismus benötigen« (S. 41).

Der Kunstwissenschaftler und Biologe Volker Harlan – Mitarbeiter am Institut für Evolutionsbiologie und Morphologie und Herausgeber des Bandes – untersucht den Gestaltungstypus einjähriger Dikotyledonen und erweitert dadurch die Morphologie um die nur durch »anschauende Urteilskraft« (Goethe) erfassbare Bildlichkeit oder »Ikonik« im Sinne der Kunstgeschichte. Er zeigt u.a., wie die Blattgestalt als solche, unabhängig von speziellen Funktionen und Anpassungen, als Bild der ganzen Pflanze entspricht: Es finden sich die gleichen Gestaltungstendenzen in Blattrippen und Wurzeln, in eigentlicher Blattspreite und dem ganzen

Laubblattbereich sowie in dem die Sprossachse umfassenden Blattgrund und der Blüte. Bei gegliederten Blättern sind die distalen Fiedern rundlich und breit, während sie am unteren Teil des Blattstieles klein und spitzig bleiben – wie die blüthenahen Hochblätter. Diese »Homoikonik« lässt sich auf den verschiedenen Ebenen auffinden, so auch im Vergleich nahe verwandter Arten, deren Blattformen, wenn man von Art zu Art geht, den Regeln der von Goethe beschriebenen »Metamorphose der Pflanzen« folgen (vgl. Abbildung). »Die Metamorphosetypen der Gattungen zeigen jeweils eine bestimmte Gestaltung, die im allgemeinen Gestaltungstypus der angiospermen Pflanzen einer bestimmten Gestaltungsstufe entsprechen. Es ist hier angezeigt, nicht mehr von Variations-typen zu sprechen, weil die Arten sich konsequent als Metamorphosetufen des Gattungstypus zeigen. Sie seien also Metamorphosetypen genannt« (S. 177/178).

Der Vegetationskundler Hans-Christoph Vahle arbeitet im letzten Beitrag des Bandes das Besondere der Vegetationstypologie heraus, die nicht die einzelne Pflanze bzw. ihre verwandtschaftlichen Zusammenhänge untersucht, sondern »typische« Vergesellschaftungen in der Natur, wie sie meist mit bestimmten ökologischen Standortfaktoren koinzidieren. Die vegetationskundlichen Untersuchungen führen zur Bestimmung von Pflanzengesellschaften, die nicht einfach kontinuierlich ineinander übergehen, wenn sich die Standortverhältnisse verändern, sondern diese zugleich ihrerseits z.B. durch die Humusqualität so prägen, dass sich stabile Verhältnisse einstellen, die auch deutliche Abgrenzungen ermöglichen. Allerdings findet gegenwärtig durch übergreifende Umwelteinflüsse (massive Veränderungen in der Landnutzung, schleichende Immissionen über Luft und Wasser usw.) eine zunehmende Chaotisierung der pflanzensoziologischen Typen statt, so dass die Landschaft immer schwerer »lesbar« wird. Insofern sollte es in Zukunft nicht mehr nur um eine Bestandsaufnahme der sich durch menschlichen Einfluss immer schneller verändernden Verhältnisse gehen. Die in den vergangenen Jahrzehnten erarbeitete

te Typologie der Vegetation kann im Zuge der Ökologisierung der Landwirtschaft zur Grundlage bewusster Gestaltungen werden. Der Vegetationstypus bekommt hierbei aufgrund seiner natürlichen Plastizität und seines ästhetischen Potentials die Bedeutung eines Leitmotivs. »Vegetationskunde als Wissenschaft sieht sich hier vor der Aufgabe, ihre Grenzen als Wissenschaft selbst zu überschreiten und handelnd zu werden. Spätestens hierbei zeigt sich ein weiterer Wert des Vegetationstypus, den dieser gegenüber den Sippentypen hat: Der Vegetationstypus kann bewusst und aktiv verändert werden, was mit Pflanzen- und Tiertypen nicht ohne dramatische Eingriffe (Gentechnik) oder äußerst langwierige Prozesse (Domestikation) möglich ist« (S. 260).

Als Einführung gibt die Biologie-Historikerin Ilse Jahn einen Überblick über den Typusbegriff in der Geschichte der Biologie – von der aristotelischen Philosophie über Goethe bis hin zur Einbeziehung der genetischen Grundlagen in den Begriff des Typus. Von Anfang an wird ein Ringen zwischen statischen und dynamischen Typuskonzepten deutlich, wie es auch in den Beiträgen dieses Bandes erlebbar ist. Dabei geht es nicht um ein Entweder-Oder, sondern um das Aufsuchen einer Ebene, auf der der Typus als in der organischen Gestaltung wirksame Idee erfahrbar wird und so für den Menschen auch zum Leitmotiv seines Verstehens und Handelns werden kann. Diese Ebene scheint sich mir gerade im Blick auf die »Veränderungspotenz« des Typus zu erschließen.

Außer von den genannten Autoren enthält der Band Beiträge von Peter Gleißner, der seine Betrachtung auch zu einem erkenntnistheoretischen Exkurs über Gestaltwahrnehmung im allgemeinen macht, von Rolf Rutishauser, Roland Eberwein, Henning Kunze, Peer Schilperoord und Volker Wissemann.

Stephan Stockmar

Globalesisch

MILOS VEC u.A. (HG.): **Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten.** C. H. Beck, München 2006. 240 Seiten, 16,90 EUR.

Dieses sehr originelle Nachschlagewerk ist ein Gemeinschaftswerk der Arbeitsgruppe »Manieren!« der Jungen Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. 69 Autoren aus unterschiedlichen, wissenschaftsbezogenen Arbeitsbereichen plaudern amüsant, doch fachlich kompetent sozusagen aus dem akademischen Nähkästchen. Die Mehrheit der Autoren sind in wissenschaftlichen Einrichtungen tätig, darunter eine ganze Reihe von Professoren wie Prof. Dr. Dr.h.c. mult. Wolfgang Frühwald, früherer Präsident der DFG (zu der allerdings ein Artikel fehlt). Dass auch Wissenschaftler höchst kurzweilig schreiben können, dabei wissen, um was es geht und zur Selbstironie fähig sind, zeigt schon der erste Artikel. Denn sinnigerweise beginnt das Lexikon nicht mit ABSCHREIBEN, sondern mit ABGELEHNT » ... wird zu selten. Zu selten werden Manuskripte mangels Qualität abgelehnt. Da letztlich alles, was gedacht, gesagt, geschrieben worden ist, irgendwo abgedruckt wird, kann Qualität kein Unterscheidungsmerkmal sein. Selbst in den »besten« (Fach-)Zeitschriften finden sich zuhauf schlechte, im besten Fall langweilige Artikel. Abgelehnt werden gerade auch sehr gute Manuskripte, einfach, weil die Richtung, der Tenor, der Stil, der »approach« nicht stimmen ...« (Rainer Maria Kiesow, PD, Dr., Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt am Main).

Die Artikel mit meist typischen Themen aus dem Wissenschaftsbetrieb lassen einen nicht los. Schmunzelnd nimmt man zur Kenntnis, dass es selten Lexika gibt, die auf so unterhaltsame Weise die Schwachstellen der hehren Wissenschaft wie auch den sogenannten Zeitgeist bloßstellen. Noch einige Kostproben gefällig? Die Auswahl fällt schwer: »ENGLISCH: Eine schöne, eine große Sprache – wenn man sie beherrscht. Nicht zu verwechseln mit GLOBA-

LESISCH.« Oder: »HOMPAGE. Die alten Zeiten waren nicht nur gut. Traf man früher Kollegen, wurden Visitenkarten ausgetauscht. Was konnte man auf so einer winzigen Karten vermitteln? Adresse, Telefonnummer, den Namen des prestigeprächtigen Instituts, und natürlich den ›Prof. Dr. Dr. h.c.‹ ... Die Homepage eröffnet neue, nahezu paradiesische Möglichkeiten, die zunehmend ausgereizt werden. Neben den oben genannten obligatorischen Informationen gehören auf die Homepage mindestens: der CV, die Publikationsliste, Mitgliedschaften ... besuchte und ausgerichtete Tagungen, gehaltene und verschlafene Vorträge ...« (Bettina Beer, Prof. Dr. , Institut für Ethnologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg). Der Platzmangel einer Rezension verbietet noch weitere köstliche Zitate – also: kaufen, selber lesen, höchst vergnügliche Leseminuten und -stunden garantiert!

Peter Götz
